

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 147 (1868)

Artikel: Zu jedermanns Nutzen und Lehr' : wenn nur jeder auch belehrbar wär!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gemeine, denn neben den Wundern, die der Luxus für wenige erzeugt, beschäftigt sie sich auch mit dem, was die Bedürfnisse der Mehrheit erheischen. Niemals noch haben die Interessen der arbeitenden Klassen eine regere Sorgfalt gefunden Diese Ausstellung von 1867 wird, ich hoffe es, ein neues Zeitalter der Harmonie und des Fortschritts bezeichnen. Ueberzeugt, daß die Vorsehung die Anstrengungen aller derjenigen segnet, die, wie wir, das Gute wollen, glaube ich an den schließlichen Triumph der großen Prinzipien der Moral und Gerechtigkeit, die allein, indem sie alle berechtigten Bestrebungen befriedigen, die Throne befestigen, die Völker erziehen und die Menschheit veredeln können." Möchten diese schönen Worte in herrliche Erfüllung gehen und die Völker und Großen sich nicht mehr messen im schrecklichen Würfelspiel des Kriegs, sondern nur noch in den Werken des Friedens!

Die Zahl 7

spielt in dem Lebenslaufe des verdienstvollen Generals Dufour eine merkwürdige Rolle. 1787 geboren, wurde Dufour 1807 Lieutenant im Geniekorps des französischen Heers, 1817 Hauptmann im schweizerischen Dienst, 1827 eidgenössischer Oberst, 1847 Oberbefehlshaber im Sonderbundsfeldzug, 1857 endlich befehligte er die schweizerischen Truppen, welche in Folge der Neuenburger Wirren am Rhein zusammengezogen wurden. 1867, das 80. Altersjahr angetreten, gab er seine Entlassung vom eidgenössischen Militärdienst ein.

Der Alten Rath,
Der Jungen That,
Macht Krummes grad.

Zu jedermanns Nutzen und Lehr': Wenn nur jeder auch belehrbar wär'!

Ihr lieben Leute, höret die Geschichte,
Die ich euch jetzt erzähle und berichte:
Im Lande Appenzell, in Speicher, hat sie sich
zugetragen,
Und wer's nicht glauben will, geh' selber hin, zu
fragen.
Daselbst wohnt' ein Mägdelein,
Das lieber wollt' ein Mannsbild sein.

* Während sich bei der ersten Pariser Ausstellung (1855) nur 30,000 Aussteller betheiligten, zählte die 1867er Exposition deren bei 42,000.

Gedacht, gethan! Die Sie, die ward zum Er,
Und die Verstellung fiel ihr gar nicht schwer.
Ist's heutzutage' doch nur eine Kleinigkeit,
Ein Weib zum Mann zu machen in Geschwindigkeit;
Denn, was jetzo viele Männer thun und sind,
Das lernt und wird in kurzer Frist ein jedes Kind:
Rauchen, schnupfen, kneipen, jassen,
Mit Mädchen liebeln, tanzen, spassen —
Das zu lernen ist ein jeder wohl im Stand
Im ganzen lieben Vaterland.

Das alles lernt' und trieb auch unser Mägdelein,
Und sagen muß man's schon, sie macht' es fein,
Daß jedermann, die mit ihr aßen, schliefen, spielten,
Sie für ein wahres Mannsbild hielten.
Nicht nur zog sie Männerkleider an,
Sie that auch sonst als wie ein ganzer Mann,
Und weil fast jeder ein Liebchen hat nach heut'gem
Brauch,

So sucht' sich unsre Tochter ein Schätzlein auch.
Daß diese ihre Lieb' nach Plato's Vorschrift war,
Das ist wohl jedem sonnenklar.

So weit war's recht und sicher wär's am Platz,
Wenn jeder so in Züchten lebt' mit seinem Schatz,
Und Mann und Weib der Ehren Kranz
Zur Eh' sich brächten rein und ganz.

Auch muß man rühmend von dem Mannweib sagen,
Daß Schlimmes viel sonst nicht über sie zu klagen.
Sie lebt' im ganzen fleißig, still und eingezogen,
Und viele waren d'rum ihr wohlgenogen.

Auch las sie gern und sucht' in allen Dingen
Es zu einem rechten, klugen Mann zu bringen,
So daß es nicht so gefehlt und übel wär'
Wenn mancher d'ran sich nähm' ne Lehr,
Der Tag und Nacht im Wirthshaus sitzt
Und was er g'lernet hat, verschwizt.

Doch eine Schwachheit hat die arme Dirne doch
beseffen:

Zu zahlen, was sie schuldig, hat sie hie und da
vergeffen;

Denn, da sie selbst sich zum Mann gemacht,
Hat sie um den Vortheil sich gebracht,
Den an'dre Frauen haben, die da können sagen
zum Gemahl:

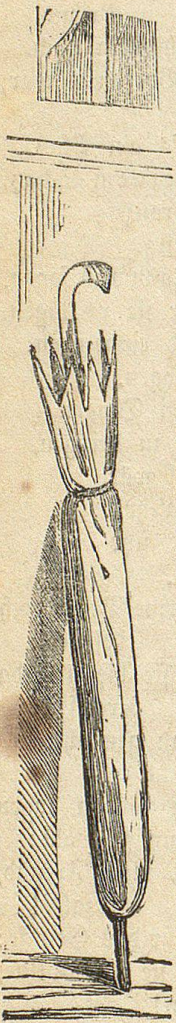
Die Schulden, die ich hab' gemacht, mein Freund,
bezah!'!

Diese Schwachheit brach denn auch ihr das Genick:
Die hohe Polizei warf zürnend auf sie ihre Blicke,
Und sprach zu ihr: Du hast belogen!
Drum komm' aufs Rathhaus mit nach Trogen!

Weil unter allen Sünden das die größte ist:
 Nicht zu bezahlen, was du schuldig bist.
 Kleiden kann sich jeder, wie er mag,
 Das ist kein Grund zur Straf' und Klag'.
 Wär' sich zu verkleiden eine Sünd',
 Käm wohl nach Trogen gar manches schöne Kind.
 Denn, wenn wir die Dam' und Dämlein uns befeh'n,
 Die jezo über Weg' und Stege geh'n,
 So hält es außer Maßen schwer,
 Mit Sicherheit zu sagen: was das wär';
 Mann oder Weib, Mensch oder Messchen,
 Reich oder arm, klug oder Lässchen.
 Vordem war'n wie ein Ballon sie aufgeblasen,
 Und jezo seh'n sie drein wie ausgeblägte Hasen.

Zwar ihres Kopfes Größe nach zu schließen
 Sollt' viel Weisheit darin wohnen müssen,
 Allein, wenn auch Weisheit wohnt im Hinterhaupt:
 Selbst das gehört nicht ihnen — ist, ach! geraubt.
 Gewiß ist's wahr: Zu wenig und zu viel
 Verdirbt allüberall das Spiel.
 Doch nun zur Moral der ganzen G'schicht',
 Die ich euch erzählet und bericht':
 Ein Jedes bleib' in seinem Stande und Geschlecht
 Und thue das, was sich geziemt und was ist recht;
 Das Weib sei Weib, der Mann sei Mann,
 Und so, daß man's gleich erkennen kann.
 Vor allem aber merke dir's, mein lieber Christ:
 Bezahle, o bezahle, was du schuldig bist!

Folgenschweres Stehenlassen eines Regenschirms auf der Hochzeitsreise.



Es war an einem schönen Maitage des vergangenen Jahres — erzählen die „Fl. Bl.“ — als Lehrer Heinr. Süßermann mit der liebenswürdigen Tochter des Rittmeisters Wallauf feierlich getraut wurde. Gesang und Orgelton waren verhallt, Brautleute und Hochzeitsgäste fuhren zur prunkenden Festtafel.

Nicht allein der perlende Wein, auch die Trinksprüche floßen reichlich, so daß man bald die Zeit zur Abfahrt auf der Eisenbahn veräumt hätte. Mit soldatischer Entschiedenheit drängte endlich der Rittmeister zur Abreise.

Eine Viertelstunde später trug der schnaubende Dampfwagen die Vermählten hinaus in den wonnigen Maitag. Wunsch und Hoffnung vergangener Tage hatten heute so herrliche Erfüllung gefunden; an tausend süßen Erinnerungen weideten sich Herz und Gemüth. Da ertönte schrillernd der Pfiff der Lokomotive, der Zug stand still, die Wagenthüren flogen auf, laut tönte der Ruf des Kondukteurs: „Station E., 10 Minuten Aufenthalt; nach A. und F. aussteigen!“

Da Heinrich mit seiner jungen Frau die letztere Richtung einschlagen wollte,

stiegen sie aus. Bald dröhnte der Ruf durch des Wartsaales geräumige Hallen: „Nach A. und F. einsteigen!“ Unser Pärchen richtete sich nun im Wagen möglichst behaglich ein. Heinrich verwahrte die Billete, während Louise eine Musterung des Reisegepäcks vornahm. Plötzlich rief sie in sichtlich größter Angst: „Heinrich! Ums Himmels willen! Heinrich! Wo ist mein Regenschirm?“ Richtig! Er war verschwunden. Heinrich dachte nach und wie ein Blitzschlag fiel es ihm ein; ihn im Wartsaale zu E. in die Fensterische gelehnt zu haben. Der Regenschirm war zum Unstern die Gabe einer alten wunderlichen Tante von großer Geltung in Louisons Familie, die nichts empfindlicher berühren konnte, als eine Vernachlässigung ihrer Geschenke, die zu geben ihrem Geize stets eine große Ueberwindung kostete. Berathschlagend, was zu thun sei, entschloß sich Heinrich, bei der nächsten Station telegraphisch dem Vermißten nachzuforschen. Dasselbst aussteigend drückte er mit Zärtlichkeit die Hand seines lieben Louischens, als gelte es eine Trennung für viele Wochen und erkundigte sich in schüchterner Weise nach dem Telegraphenbureau. Dasselbe war nicht so leicht zu finden. Endlich am Ziele, war es für Heinrich keine Kleinigkeit, die Beschreibung des vermißten Reisegefährten in den ungewohnten Styl einer telegraphischen Depesche zusammenzudrängen. Eben schickte sich Heinrich an, seine Depesche nochmals abzuschreiben, als ein gellender Pfiff wie ein zweischneidiges Schwert durch seine Seele fuhr.